

Gender-Prototypen des Be-Schreibens

Psychoanalytiker als Berichterstatter

Lisbeth Klöß-Rotmann und Horst Kächele

Die *Badische Zeitung* vom 2. Dezember 2008 berichtet über die schwedischen Autoren Roger Karlsson sowie Jon und Emil Kägström, die Daten aus Blogs mittels eines Computerprogramms hinsichtlich der Geschlechtszugehörigkeit des Verfassers beziehungsweise der Verfasserin analysieren (www.genderanalyzer.com).

Für Psychotherapieforscher ist eine mögliche Geschlechtswendigkeit des Schreibens nicht ganz neu. Schon 1971 referierte Minsel über formal-inhaltliche Sprachverhalten wie:

»Häufigkeit, mit der emotional getönte Wörter ausgesprochen werden, Häufigkeit im Gebrauch von Bildern in der sprachlichen Darstellung, Anzahl stimulierender Wörter, Häufigkeit, mit der sogenannte internale (selbstexplorative) Inhalte angesprochen werden, Ausmaß innerer Anteilnahme, Ausmaß konkreter Zuwendung zu den gefühlsmäßigen Erlebnisinhalten des Klienten, Ausmaß an Förderung des Selbstvertrauens und Ausmaß, in dem Klientenäußerungen wiederholt werden« (S. 159).

Wie wir im Folgenden zeigen werden, können diese Sprachmerkmale, die nach Minsel mit dem Behandlungserfolg in der Gesprächstherapie korrelieren, eher dem Prototyp eines fiktiven weiblichen als dem eines männlichen Psychoanalytikers zugeordnet werden. Schon Menninger nahm 1936 an,

»daß die Fähigkeit, die umfassende Bedeutung von Worten, Bewegungen, Gesten, Not und Körperzeichen des Patienten zu erfassen, möglicherweise bei Frauen besser entwickelt ist, weil sie aufgrund ihrer Erfahrungen Leiden und Unterlegenheit besser verstehen« (zit. nach Menninger 1973, S. 338).

Aber er bemerkt schon damals, dass seine Kolleginnen »versäumen, diesen Vorteil auszuschöpfen, vielmehr danach streben, Männer nachzuahmen, ihre männlichen Kollegen zu imitieren und ihnen sogar in ihren Fehlern zu folgen« (ebd., S. 339). Nachteilig für Forschung und Klinik wäre es, würden männliche und weibliche Psychoanalytiker untereinander um das Etikett »besserer Therapeut« konkurrieren. »Wir sollten uns daran erinnern, daß jeder Persönlichkeitstyp einen klinischen Beitrag leistet und jeder Psychoanalytiker seine Leistung verbessern wird, wenn er sich zunehmend seiner Persönlichkeitseinstellungen bewusst wird«, schreibt Ticho (1975, S. 150).

Nun ist das Schreiben von Behandlungsberichten vermutlich nicht einfach identisch mit dem Sprechen in der psychoanalytischen Situation. Trotzdem fanden wir, dass die Therapieerfahrungen beschreibende Sprache von Therapeuten ein kostbares Material sein könnte, um einen Einblick in den gedanklichen vor- und unbewussten Prozess von Psychoanalytikern zu gewinnen, in dem klinisches Material verarbeitet oder gar »verdaut« wird. Es ist in jedem Fall ein Bereich, der allzu gerne verborgen bleibt. Freuds weitgehend erfolgreiche Vernichtungsaktion seiner täglichen Notizen zeugt von dieser Form der Diskretion; seine »Gewohnheit,

alles Material, auf welches sich eine veröffentlichte Krankengeschichte stützte, im nachhinein zu vernichten« – so die Herausgeberin A. Richards des Freud'schen Nachlassbandes –, hat wohl als Vorbild dafür gedient, dass solche Texte in der Regel im privaten Bereich verbleiben.

Nicht verborgen bleiben jedoch die schriftlichen Produkte der psychoanalytischen Ausbildung, welche in Form sogenannter Abschlussberichte vorliegen. Auf in der Regel bis zu 20 Seiten werden der Ersteindruck eines Patienten, die Biografie und der Verlauf der Behandlung zusammenfassend und verdichtet geschildert (vgl. Voigtländer in diesem Band). Für nicht wenige eine wahrhaft mühselige Arbeit, folgt man den oft gehörten Klagen der Verfasserinnen und Verfasser (Beland et al. 2003).

Dieser verborgenen Schreiarbeit wollen wir eine ihr zustehende Aufmerksamkeit zubilligen, auch wenn sich bislang wenige Wissenschaftler daran erprobt haben. Lisbeth Klöß (1988) hat sich vor einer Reihe von Jahren diesem Material zugewandt und, wie wir im Nachhinein finden, recht aufschlussreiches zutage gefördert.

Die Fragestellung ihrer empirischen Untersuchung lautete: Lassen sich geschlechtstypische Merkmale in den Erstkontaktschilderungen von Psychoanalytikern nachweisen? Unter methodischen Gesichtspunkten enthält diese Fragestellung zwei Aspekte:

- (1) Welche Unterschiede zwischen Psychoanalytikern lassen sich anhand der Sprache erkennen? (Rezipienten-bezogene Analyse)
- (2) Welche Unterschiede lassen sich in Texten von Psychoanalytikern nachweisen? (Kommunikator-bezogene Analyse)

Die empirische Untersuchung bestand aus zwei Schritten. Im ersten Schritt wurde eine sozial kompetente Beurteilergruppe (N=120) aufgefordert, nach einem vergleichbaren Schema Urteile zum Sprachstil des männlichen bzw. weiblichen Psychoanalytikers abzugeben. Als Auswahlkriterium galt, dass die Beurteiler einen Beruf hatten, für den psychologische Kenntnisse notwendig waren und dessen Ausübung zu ständigem Kontakt mit Menschen führte. So bestand die Gruppe aus Psychoanalytikern, Psychologen, Psychotherapeuten, Sozialarbeitern und Lehrern. Zur Hälfte waren es Frauen, zur Hälfte Männer.

Aus dem Fundus der damals in Ulm archivierten DPV-Abschlussberichte (N=320) wurden vier Gruppen gebildet: Eine Therapeutin behandelt eine Patientin, eine Therapeutin einen Patienten, ein Therapeut eine Patientin und last, not least ein Therapeut einen Patienten. Aus diesen vier Gruppen von Behandlungsberichten wurde nach dem Zufallsprinzip aus dem verfügbaren Korpus je eine Schilderung eines Erstkontaktes ausgewählt, weil dies eine in sich abgeschlossene Texteinheit mit klarer Begrenzung darstellt. Aus methodischen Gründen wurde ein weiterer, fünfter Bericht ergänzt, um die Annahme zu unterlaufen, man könne bei der Beurteilung von einer Gleichverteilung der Geschlechterzugehörigkeit ausgehen. Diese fünf Berichte konstituierten das Untersuchungsmaterial. Die Beurteilergruppe sollte drei Fragen beantworten:

- (1) Ist der Therapeut dieser Erstkontaktschilderung ein Mann oder eine Frau?
- (2) Unterstreichen Sie die Worte, die für Ihr Empfinden auf das Geschlecht des Therapeuten hinweisen!
- (3) Skizzieren Sie mit eigenen Worten, woraus Sie das Geschlecht des Therapeuten erschlossen haben!

Die Reihenfolge der Fragen war so gewählt, dass sich die Beurteiler anhand der Texte ihrer Beurteilungskriterien zunehmend bewusster werden konnten. Die Texte

stimulieren Gedächtnisspuren, die sich in den Beurteilern als Folge ihrer Lebens- und Berufserfahrung gebildet haben.

Die Rücklaufquote betrug 66%, das heißt, von den 120 Angeschriebenen antworteten 80, deren Beurteilungsbögen ausgewertet werden konnten. Während Frage 1 und 2 ihrer vorbereitenden Wirkung wegen gestellt worden waren, zielte Frage 3 auf das zentrale Anliegen der Untersuchung. Sie sollte die persönlichen Konzepte der Beurteiler zur Entscheidung zwischen dem männlichen und weiblichen Therapeuten in freier Form erfassen. Die Fülle der Antworten, die die Beurteiler abgaben, erforderte, ein Kategoriensystem zu entwickeln, unter das die Einzelantworten subsumiert werden konnten. Es stellte sich heraus, dass sich die Beurteiler an drei wesentlichen Dimensionen orientierten, nämlich an Sprachmerkmalen der Erstkontaktschilderungen, an geschlechtstypischen Persönlichkeitseigenschaften von Therapeuten und wie sie sich im Sprachstil ausdrückten, sowie an der Art der beschriebenen Patient-Therapeut-Beziehung. Mithilfe eines Kategorienschemas war es möglich, Hypothesen zu generieren, die im zweiten Teil anhand der Erstkontaktschilderungen, die Psychoanalytiker als Bestandteil der Abschlussberichte verfasst hatten, überprüft werden sollten.

Der zweite Schritt bestand aus einer computergestützten inhaltsanalytischen Untersuchung. Betrachtet wurden 100 Erstkontaktschilderungen, jeweils hälftig von Therapeuten und Therapeutinnen angefertigt. Die textanalytische Untersuchung selbst erfolgte wiederum in zwei Teilen, zunächst deduktiv als Überprüfung der Beurteiler-Hypothesen am Gesamtkorpus, dann induktiv ausgehend von syntaktisch-grammatischen (quantitative Textanalyse) sowie semantisch-lexikalischen Textmerkmalen (qualitative Textanalyse). Aufbauend auf den Einzelergebnissen, also den Resultaten der zweiteiligen textanalytischen Untersuchung, wurde daraus das Bild des fiktiven männlichen und des fiktiven weiblichen Psychoanalytikers zusammenfassend skizziert; das heißt, es wurden Prototypen (Rosch 1978) des männlichen und weiblichen Psychoanalytikers gebildet, die wir nun schildern.

Der Prototyp des Psychoanalytikers

Es scheint ein hervorstechendes Merkmal des männlichen Analytikers zu sein, dass er in seinen Gegenübertragungsfantasien vom Objekt trennende Emotionen hervorhebt und die dunklen, konflikthaftern Seiten des Lebens in den Erstkontaktschilderungen unterstreicht.

Bei den Triebmodalitäten betont er die Zielrichtung von Bedürfnissen. Häufiger beschreibt er »nehmen« als »geben«. Er schätzt anale Fähigkeiten (z.B. Gründlichkeit, Verantwortung, Mühe, Besitz, Macht) hoch ein. Seine Fantasien sind auf die Beobachtung dynamischer Potenz gerichtet. Bei der Behandlung von Patientinnen konstatiert sich in ihm schnell ein heterosexuelles Spannungsfeld. Die Lust am Sehen und Beobachten scheint beim männlichen Psychoanalytiker intensiv ausgeprägt zu sein, die Lust am Zeigen ist eher konflikthaftern besetzt. Dies äußert sich in einer Betonung des Verbergens und Versteckens sowie in einer hohen Sensibilität für Bereiche des Schämens. Sowohl in Situationen, in denen sich das Objekt entzieht, als auch in solchen, in denen ein intensiverer Kontakt gewünscht wird, sympathisiert der männliche Analytiker mit Einstellungen, die anzeigen, dass die Bedeutsamkeit des Objekts aktiv gemeistert wird. Das libidinös wichtige Objekt wird festgehalten oder fortgeschickt. Seine konkordante Identifizierung gilt dem aktiven Partner, der Hindernisse zielgerichtet überwindet oder sich auseinandersetzt, wobei

die Wortwahl auf eine Betonung analer Aggressionsmodi hinweist. Kampf, Tod und Hass sind Themenbereiche, die dem männlichen Analytiker näherliegen als dem weiblichen.

Die Beurteiler weisen auf eine Neigung zur Distanziertheit des männlichen Psychoanalytikers hin und vermuten, dass das Merkmal unter Umständen mit einer gewissen Scheu vor homosexueller Verführung durch männliche Patienten zusammenhängt. Die Distanziertheit weiblichen Patienten gegenüber wird in der psychoanalytischen Literatur damit erklärt, dass schon eine probeweise Identifizierung des männlichen Analytikers mit Frauen Kastrationsängste zu wecken vermag. Dann können Frauen als »wesensfremd« empfunden werden.

Was die Ebene des *Arbeitsbündnisses* betrifft, so scheint der männliche Psychoanalytiker eine aktive, differenzierte Behandlungstechnik zu bevorzugen. Durch aktive Interventionen bringt er Bewegung ins Behandlungsgespräch und der Patient reagiert darauf. Er erklärt und macht Zusammenhänge klar. Er selektiert und strukturiert das Material des Patienten, er legt die Behandlungsregeln fest. Risikobereit konfrontiert er den Patienten mit Deutungen. Seine Vorliebe für aktives Handeln schlägt sich im Sprachgebrauch dadurch nieder, dass er häufig Verben verwendet. Die Beurteiler vermuten hinter diesem zupackenden Deuten einen Wunsch, den Behandlungsprozess zu kontrollieren.

Dem männlichen Psychoanalytiker steht ein großer *Wortschatz* zur Beschreibung verantwortlichen Handelns zur Verfügung. Im Erstgespräch beobachtet er den Patienten zielgerichtet und orientiert sich dabei vor allem an Mimik und Gestik. Er scheint den epikritisch-punktuellen Wahrnehmungsfunktionen besonderes Gewicht beizumessen. Beschreibungen des ersten Eindrucks von Patientinnen spiegeln in der Wortwahl das heterosexuelle Spannungsfeld wider. Beschreibt er jedoch die Sexualität des Patienten, bevorzugt er eine allgemeine, eher aseptische Sprache, die der Entstehung von Schamgefühlen entgegenwirkt. Beschwerden des Patienten ordnet er nach nosologischen Kriterien unter besonderer Berücksichtigung der psychischen Faktoren. Die präzise Klassifikation scheint ihm wichtiger als die erlebnisnahe Formulierung der Symptomatik. Er betont die apersonalen, sachorientierten Settingvariablen.

Diese Sachorientiertheit zeigt sich auch auf der *Ebene der Realbeziehung*, die wesentlich von der Geschlechtsrolle geprägt ist. Der männliche Psychoanalytiker ist an genauen Orts- und Zeitangaben interessiert. Er unterstreicht die Richtung von Bewegungen und den Verlauf der Zeit. Solche Begriffe, die auf eine Betonung des abstrahierenden Denkens auch im Umgang mit alltäglichen Dingen hinweisen, bevorzugt er. Auf diese Einstellung weist auch sein häufiger Gebrauch von Fremdwörtern hin. Tatbeständen ordnet er Adjektive und Adverbien zu, die Eigenschaften ausdrücken, bei denen die Realitätsangemessenheit eine große Rolle spielt. Werden Sachverhalte bewertet, dann bevorzugt er einschränkende, kritische Urteile.

Bei der Schilderung von *Objektbeziehungen* geht er von einem differenzierten Verwandtschaftsnetz aus, in dessen Mittelpunkt er den Patienten sieht. Es reicht von der Tochter über die Großmutter bis hin zum Onkel. Der weite Blickwinkel auf die Beziehungsobjekte scheint darauf hinzuweisen, dass die Objektgebundenheit bei ihm nicht so stark ist, wie es später für die Analytikerin der Fall sein wird. Auf der gesellschaftlichen Kontaktebene wählt er bevorzugt konventionelle Begriffe, deren Konnotation eine sachlich-höfliche Distanz ist. Er hat eine Tendenz, sein Interesse Leistung und Beruf zuzuwenden. Besitz misst er am Vorhandensein, weniger an der Möglichkeit, ihn zu erwerben.

Er wählt für sich selbst und seinen Berufsstand den Namen »Psychoanalytiker«, während seine weibliche Kollegin dafür den Begriff »Psychotherapeut« wählt. Seine Methode bezeichnet er als »psychoanalytisch«, nicht als »psychotherapeutisch«. Dies weist darauf hin, dass er vermutlich ein gesichertes berufliches Selbstverständnis besitzt oder von anderen so wahrgenommen werden will. Deshalb muss er seine berufliche Kompetenz nicht durch den häufigen Gebrauch von Fachbegriffen unter Beweis stellen.

Der Prototyp der Psychoanalytikerin

Der *gedankliche Spielraum* der Gegenübertragungsfantasien ist bei der Psychoanalytikerin durch das Streben nach harmonischen Zuständen und das Betonen objektverbindender Emotionen gekennzeichnet. Sie unterstreicht die hellen, warmen Seiten des Lebens. Was die Triebmodalitäten betrifft, so fördert sie das Wahrnehmen von Bedürfniszuständen, weniger die zielgerichtete Bedürfnisabfuhr. Sie beschreibt »geben« häufiger als »nehmen«. Ihrer Meinung nach übertriebene anale Eigenschaften beleuchtet sie kritisch. Ihre Aufmerksamkeit gilt einer in statischen Begriffen beschriebenen aktualisierbaren Potenz. Anstelle eines heterosexuellen Spannungsfeldes konstituiert sich zwischen ihr und dem männlichen Patienten eher ein entwicklungsbedürftiges Mutter-Kind-Verhältnis, das heißt, die präödipalen Anteile des Übertragungs-Gegenübertragungsgeschehens werden im Vergleich zu den ödipal-erotischen Anteilen überbetont. Die Psychoanalytikerin zeigt im Vergleich mit ihrem männlichen Kollegen eine ungebrochenere Lust am Zeigen vor allem von eigenen Gefühlen, Stimmungen und Erlebnisweisen.

Ihre *Wortwahl* weist immer wieder darauf hin, dass sie von der Annahme ausgeht, die Bedeutsamkeit wichtiger Objekte werde mit indirekten Beeinflussungsmitteln oder durch reaktives Verhalten gemeistert. Dies gilt sowohl für Situationen, in denen sich das Objekt entzieht, als auch für solche, in denen ein intensiver Kontakt gesucht wird. Anstatt vom Beeinflussen, Festhalten und Fortschicken zu sprechen, wie dies der männliche Psychoanalytiker tut, schreibt sie von Sich-anziehend-Machen, Dableiben oder Weggehen vom geliebten Objekt. Sie identifiziert sich mit dem schwächeren Partner in einem Macht-Ohnmacht-Gefälle. Zum Schutz und zur Verteidigung denkt sie an Flucht (flight), während der männliche Analytiker sich Kampf und Auseinandersetzung als Mittel vorstellt (fight). Es entspricht dem Hervorheben objektverbindender Emotionen, dass die Psychoanalytikerin im Vergleich zum männlichen Psychoanalytiker häufiger vom Leben, der Freundschaft und der Liebe schreibt als vom Sterben.

Auf der *Arbeitsbündnisebene* scheint die Psychoanalytikerin im Gegensatz zur aktiven männlichen Behandlungstechnik eine behutsame, auf den Patienten eingehende Technik zu favorisieren, die die Aktivität des Patienten anregt. Ihr Bedürfnis nach Kontrolle der Behandlungssituation ist geringer als bei ihrem männlichen Kollegen. Sie ist zu einem großen Spielraum bereit, der Überraschungen in der Behandlung zulässt. Sie besitzt ein gutes Einfühlungsvermögen. Bei der Schilderung des »ersten Eindrucks vom Patienten« schafft sie sich eine breite Wahrnehmungsbasis (protopathische Qualität der Wahrnehmung), indem sie eine Vielzahl von Signalen, auch averbaler Natur, integriert. Ihr besonderes Interesse gilt Bewegungen, der Stimmqualität und der Sprache des Patienten. Sie achtet auf Körperdetails sowie auf Accessoires und Bekleidung. Das Hören als Wahrnehmungskanal spielt für sie vermutlich eine größere Rolle als das Sehen.

Sexuelle Sachverhalte nennt sie beim Namen (z.B. Onanie, Homosexualität), auch wenn sie aus einem eher beschämenden Bereich der Sexualität stammen.

Über die Beschwerden des Patienten berichtet sie in einer körper- und erlebensnahen Sprache. Ihr liegt nahe, auf Symptome aus dem psychosomatisch-funktionellen Bereich zu achten. Sie ist weniger an den sachlichen Gesetzen der Rahmenbedingungen als vielmehr an deren Auswirkungen auf den einzelnen Patienten interessiert. In ihren Beschreibungen bettet sie den Patienten in den institutionellen therapeutischen Beziehungsweg ein, indem sie auf überweisende Kollegen, Vorgespräche und ähnliches mehr hinweist.

Ihre Beziehungsorientiertheit stellt sie auch auf der *Ebene der Realbeziehung* unter Beweis. Diese äußert sich als besonderes Interesse an affektiven Bindungen und Ereignissen. Zeit- und Ortsangaben sind deshalb seltener exakt, sondern vielmehr Begriffe, die eine emotionale Konnotation haben (z.B. Ferien, Wochenende, Flucht). Die Psychoanalytikerin gestaltet den logischen Binnenraum durch Begriffe, die ihm Struktur geben, z.B. Chaos, Struktur, Gegensatz, Beispiel, Grund, Diskrepanz. Sie bestimmt die Objektbeziehungen im eigentlichen Sinne des Wortes mithilfe solcher Präpositionen, die die räumliche Lage der Dinge zueinander markieren.

Sie neigt dazu, die Bedeutsamkeit und Intensität von Ereignissen durch Adjektive und Adverbien sowie durch empathische Partikel zu steigern. Die Betonung der Realitätsangemessenheit von Sachverhalten ist ihr weniger wichtig. Wenn sie zu Bewertungen in ihrer Beschreibung von Patienten greift, dann hebt sie positive Aspekte hervor. Ihr Denken ist weniger durch Liebe zur Rationalität in abstrakter Form, sondern vielmehr durch eine Vorliebe für Bilder, Fantasien, konkrete Gegenstände und Tiere gekennzeichnet. Bevorzugt beschreibt sie Eigenschaften von Dingen, die mit den Händen zu »begreifen« sind. Dies geschieht oft mithilfe der Urworte (z.B. groß – klein, alt – neu usw.).

Was den *Beziehungsbereich* des Verwandtschaftsnetzes betrifft, so zeigt sich eine interessante Diskrepanz zwischen dem weiblichen und dem männlichen Psychoanalytiker. Im Gegensatz zur losen Objektgebundenheit des männlichen Analytikers scheint bei der Analytikerin eine enge Objektgebundenheit vorhanden zu sein, die den Blick auf die Kernfamilie, vor allem auf die Beziehung zwischen Mutter und Kind lenkt. Auch bei der Beschreibung sozialer Kontakte auf gesellschaftlicher Ebene wählt sie Worte, die die persönliche Beziehung hervorheben (z.B. Freundschaft statt Kontakt).

Vielleicht ist es nicht bloß ein interessantes Aperçu, sondern eine Tatsache, die sich in nachfolgenden Untersuchungen nachweisen ließe, dass die Analytikerin der Tatsache des Besitzens von Dingen nicht so sicher ist wie der Analytiker. Ihr Augenmerk ist auf den Erwerb von Besitz ausgerichtet.

Als gesichert kann gelten, dass sie den Besitz einer beruflich gefestigten Identität intensiver anstrebt als ihr männlicher Kollege. Dies äußert sich unter anderem darin, dass sie signifikant häufiger als ihr männlicher Kollege psychoanalytische Fachausdrücke in ihre Fallberichte einfließen lässt. Allerdings wählt sie zur Bezeichnung ihres Berufstandes die Bezeichnung »Psychotherapeut« häufiger als der männliche Analytiker und nennt ihre Methode oft »psychotherapeutisch«. Die beiden letztgenannten Ergebnisse lassen auf eine größere Unsicherheit der weiblichen Psychoanalytikerin in ihrem beruflichen Selbstverständnis schließen.

Die Ergebnisse dieser empirischen Inhaltsanalyse lassen sich durch Referenzen zum theoretischen psycholinguistischen Hintergrund bestätigen, auf die in der Originalarbeit (Klöß 1988) verwiesen wurde. Offensichtlich gibt es einen sachlichen Konsens zwischen Forschern verschiedener Provenienz, Beurteilern von

Erstkontaktschilderungen und geschlechtstypischen Sprachmerkmalen von Psychoanalytikern. Was für männlich bzw. weiblich gehalten wird (prototypische Vorstellungen), findet sich bei einer Gruppe von Individuen, die sich hinsichtlich dieses Merkmals unterscheiden, im Sprachgebrauch wieder.

Für eine Gruppe von Psychoanalytikern, die sich dem biologischen Geschlecht nach unterscheiden, ist nachweisbar, dass geschlechtstypische Persönlichkeitszüge ihren Sprachgebrauch prägen. Daraus kann jedoch nicht abgeleitet werden, wie sich der einzelne Psychoanalytiker verhält, weil nicht die biologische Geschlechtszugehörigkeit, sondern die spezifische Form der Verinnerlichung der biologischen Geschlechtszugehörigkeit, die mit den Begriffen Geschlechtsidentität und Geschlechtsrolle beschrieben werden kann, den Einzelnen charakterisiert. Aus dem Gruppenergebnis lässt sich deduzieren, dass die Psychoanalytiker in der Regel eine Geschlechtsidentität und Geschlechtsrollenerwartungen an sich selbst und andere entwickeln, die ihrer biologischen Geschlechtszugehörigkeit entsprechen. Der einzelne Psychoanalytiker aber kann auf den beiden Dimensionen »männlich – weiblich« seinen spezifischen Ort wählen und männliche/weibliche Anteile beliebig mischen, wie er es aufgrund seiner persönlichen Entwicklung, seiner Erfahrungen, seines theoretischen Wissens, seiner Bewertungen und seines Abwehrsystems nach zu tun gelernt hat.

Fazit

Die Mischung eines quantitativen und qualitativen empirischen Ansatzes brachte den Gewinn, dass viele geschlechtstypische Sprachmerkmale der Psychoanalytikerpersönlichkeit erfasst werden konnten, die bisher in solcher Prägnanz nicht erkannt wurden. Aus dieser Studie lassen sich zahlreiche spezifische Fragestellungen für neue Arbeiten ableiten, zum Beispiel Untersuchungen zur Deutungstechnik in Erstinterviews und in Behandlungen von Psychoanalytikern unter formulierten Prämissen, Hypothesen überprüfende Untersuchungen zum Geschlechtsrollenverhalten weiblicher und männlicher Psychoanalytiker anhand von Videoaufnahmen unter besonderer Berücksichtigung averbaler Signale, Untersuchungen zum Gegenübertragungsspielraum von Psychoanalytikern mithilfe von Behandlungsberichtsanalysen und anderem mehr. Erst dann, wenn das Geschlecht nicht nur als biologisches Faktum, sondern als mehrdimensionales Konstrukt konzeptualisiert wird, kann das Geschlecht des Therapeuten unter Berücksichtigung anderer Einflussgrößen zu anregenden Differenzierungen führen.

Wir betrachten die Sammlung von ausbildungsbedingten Fallberichten, die nach Meyer (1994) wohl das umfangreichste Korpus psychoanalytisch-klinischer Literatur darstellen, als eine wahre Fundgrube für differenzierte Fragestellungen zum Zusammenhang von klinischer Arbeit und verschriftlichter Objektivierung. In diesem Sinne haben wir jüngst eine weitere umfängliche Auswertung hinsichtlich Geschlechtskonstellationen und sich daraus ergebender Wechselwirkungen auf Diagnosen im Zeitverlauf von 1969 bis 2006 von über 900 Fallberichten vorgelegt (Lang et al. 2009).